





Baobab

Ein Portrait
von
Marc Engelhardt

NATURKUNDEN

NATURKUNDEN № 70

herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Ein Baum wie ein Wald **7** Der aus dem Nichts wächst **15**

Ein Lied von Staub und Sonne **32**

Mythos und Medizin **50** Der Vielzweckbaum **67**

Wanderungen und Wegmarken **85**

Insel der Riesen **101** Vom Winde verweht **113**

Portraits

Afrikanischer Baobab **124**

Baobab (*Adansonia grandidieri*) **126**

Baobab (*Adansonia madagascariensis*) **128**

Baobab von Perrieri **130**

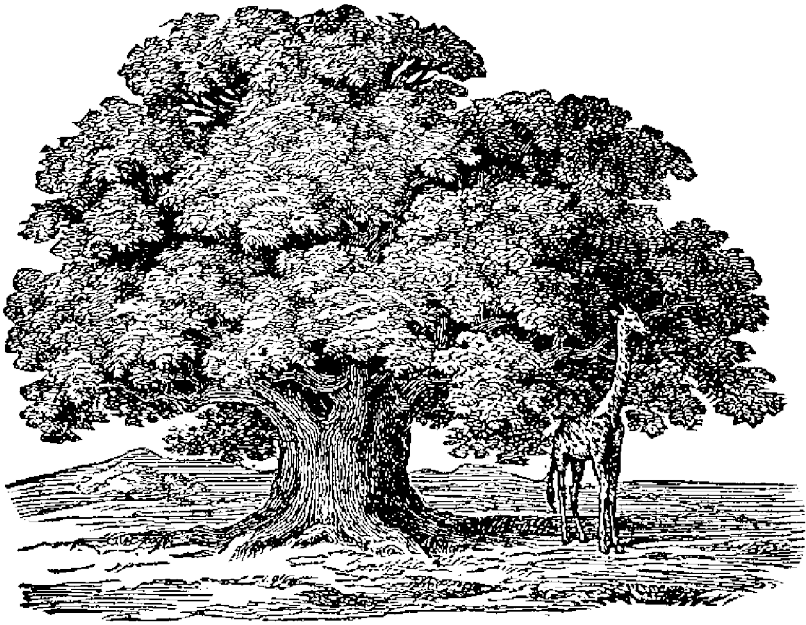
Baobab (*Adansonia rubrostipa*) **132**

Baobab (*Adansonia suarezensis*) **134**

Baobab (*Adansonia za*) **136** Australischer Baobab **138**

Literaturverzeichnis **140**

Abbildungsverzeichnis **142**



Ein Baum wie ein Wald

Meine erste Begegnung mit einem Baobab hatte ich im Norden Senegals, eine halbe Tagesreise südlich der Sahara. Natürlich hatte ich schon oft welche gesehen. Die knorrigen, teils mehr als 20 Meter hohen und unglaublich massigen Baumriesen sind unübersehbar. Zudem wachsen sie in nahezu allen Ländern jenseits der großen Wüste, vom feuchten Kongobecken und dem kühlen Kap einmal abgesehen. Wohin ich in Afrika auch reiste, der Baobab war immer schon da. Aber an jenem Abend nahm ich einen von ihnen erstmals wirklich wahr. Seit-her bin ich dem Baobab verfallen.

Dabei war dieser Baobab zunächst nichts als ein monströser Schatten am Horizont. Mein Fahrer Ismaïl und ich saßen in einem zerbeulten Landrover, nachdem ich die Rückfahrt über den Fleuve Sénégal glücklich überstanden hatte. Es war die letzte Etappe einer Reise durch die Ausläufer der Sahara, wo ich Gärten besuchte, die ein aktivistischer Sheikh der nach Süden wandernden Wüste abgetrotzt hatte. Vor allem aber sah ich staubige, trockene Landstriche, in denen Bauern mühsam versuchten, ein- oder zweimal im Jahr ein bisschen Hirse zu ernten. Ihre Familien mussten sie ansonsten mit ein paar Tassen Milch der ausgemergelten Hausziege durchbringen. Hier, südlich des Grenzflusses zu Mauretanien, sah es nicht viel fruchtbarer aus. Brütende Hitze lag über der öden Landschaft, Schweiß rann an mir herab, durch das offene Fenster wehte

rötlicher Staub. Als sich in der Ferne ein flirrender Schatten abzeichnete, dachte ich zunächst an eine Luftspiegelung. Im schon tief stehenden Sonnenlicht sah es aus, als habe sich die skelettartige Hand eines riesigen Zombies aus seinem staubigen Grab erhoben, um blind nach dem schwindenden Blau des Himmels zu greifen. Ich bat Ismail, den Wagen anzuhalten.

Als der französische Naturforscher Michel Adanson im August 1749 erstmals einen Baobab zu Gesicht bekam, gar nicht weit von dort, wo ich mich zu jenem Zeitpunkt befand, war er überwältigt. »Ich glaube nicht, dass man etwas Ähnliches schon jemals irgendwo auf der Welt gesehen hat«, schrieb er später in seiner *Naturgeschichte des Senegal*. Von seinem einheimischen Führer ließ er sich von einem Baobab zum nächsten bringen und kam aus dem Staunen über die schiere Größe des Baums nicht heraus. 65 *pieds de roi*, mehr als 21 Meter, messe der Umfang des ersten Stamms, je 63 Fuß ein zweiter und ein dritter. Jeder Ast sei für sich genommen so dick wie der Stamm eines monströsen europäischen Baumes, schrieb Adanson. Manche wüchsen in die Horizontale, dann sei der ›Bahobab‹ doppelt so breit wie hoch. Auch die Blüten und die Früchte seien riesig. »Alles zusammen genommen scheint der Affenbrotbaum mehr ein Wald zu sein als ein Baum.«

Doch als Ismail und ich uns auf den Weg machen, der unheimlichen Silhouette entgegen, ist diese Größe kaum zu errahnen. Wir laufen und laufen. Mit dem Baumriesen am Horizont scheint es sich wie mit den Bergen zu verhalten, die auf den ersten Blick so nahe scheinen, aber einfach nicht näherkommen wollen. Obwohl die Sonne noch auf unseren Köpfen brennt, ist der Mond schon aufgegangen. Wie eine Wiege liegt die Sichel

am Himmel. Das trockene Gras knistert unter den Sohlen meiner schweren Wanderschuhe. Der Staub weht bei jedem Tritt in einer glitzernden Schwade nach oben. Es hat seit Monaten nicht geregnet. Kein Lebenszeichen von irgendetwas, irgendwo. Manchmal ein Huschen, das ich aus dem Augenwinkel wahrzunehmen glaube. Doch drehe ich mich um, ist da nichts.

Die Region nordöstlich der senegalesischen Hafenstadt Saint-Louis ist eine der unwirtlichsten Senegals. Hier regnet es einmal im Jahr. Und das auch nur, wenn die Regenzeit überhaupt kommt. Oft genug fällt sie aus. Ismaïl erzählt mir auf unserem langen Marsch in seinem kehligen Französisch, wie er als Kind fast jeden Tag unter einem Baobab am Rande seines Dorfs gespielt hatte. »Ein junger Baum«, sagt er, »vielleicht einhundert Jahre alt.« Einmal fiel eine der länglichen, behaarten Früchte gleich neben ihm zu Boden und brach auseinander, mit einem Krachen, so laut, als wäre eine Lehmhütte zusammengestürzt. Er rannte schreiend nach Hause. Ismaïl und seine Freunde sammelten später die Kerne der Frucht, von der sie das schön säuerliche Fruchtfleisch ablutschten und das verbleibende, harte Innere mit selbstgebauten Schleudern durch die Gegend flitschten. Zwischen den knorrigen, wie aufgebläht wirkenden Wurzeln versteckten die Kinder sich. Dann wurde Ismaïl älter, und er begann, den Baum zu meiden. Warum, frage ich ihn. Wir gehen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann sagt er: »Der Zauberer im Dorf. Er ging zum Baobab, wenn jemand krank war. Oder gestorben.« Ismaïl schweigt wieder und schaut auf den Schatten am Horizont. In seinem Blick streiten Verehrung und Furcht.

Als wir den Baobab endlich erreichen, ist unser Geländewa-



Jedem Dorf sein lebendiger Wasserspeicher: Im Sudan wurde das rare Regenwasser im Inneren der hohlen Baobabs gesammelt, so wie hier in Kordofan anno 1853.

gen nur noch ein Punkt am Horizont. Dagegen ragt der Baum vor mir scheinbar endlos weit in den mit der einbrechenden Dämmerung rot verfärbten Himmel. Jetzt erinnert er nicht mehr an eine riesenhafte Hand, eher an den Riesen selbst. Dabei ist er klein für einen Baobab, ich schätze ihn auf acht Meter, vielleicht neun. Durchgeschwitzt lassen Ismaïl und ich uns in den dunklen Schatten des Baumes fallen. Der Boden ist weich, fast feucht. Von überall her scheinen Geräusche zu kommen. Ich schließe die Augen. Vögel singen ihr letztes Lied, bevor die Nacht beginnt. Ich höre ein Knacken, noch eins, viele, wie in dem alten Holzhaus, in dem ich als Kind jeden Sommer ver-